

Joseph Victor von Scheffel

## Reisebilder

[48]

### Aus dem Hauensteiner Schwarzwald

1.

‘s ist wohl ein schön Stück deutschen Landes dort zwischen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinstmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwan auch zu Rüdesheim oder Asmannshausen sich an köstlichem Trunke geletzt, und wie er hoch auf dem Lurleifelsen die schönste Jungfrau erschaut oder erträumt hat – „ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar“ – und wie er gern so bittersüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn<sup>1</sup>. – Aber damit ist auch der meisten Wissenschaft vom Vater Rhein abgeschlossen; wenn’s hoch kommt, schaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt seinem tollen Jugendsturz über die Schaffhauser Felsen zu, und dann hat’s ein Ende. ‘s ist auch nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an [49] seine Wiege, wo er am eisgrünen Rheinwaldgletscher oder am Crispalt und Badüs

– „im verschwiegene Schoos der Felse heimli gäbohre,  
An de Wulke g’säugt mit Duft und himmlischem Rege,  
Schloft, e Bütscheli-Chind in sim verborgene Stübli  
Heimli, wohlverwahrt<sup>2</sup>.“

Und doch ist noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an seinen Anfängen in der rhätischen Gebirgswelt, sondern auch in dem Strich Landes, den er von Konstanz bis Basel durchläuft, zu entdecken, und wenn’s bei Bingen an Bischof Hattos Turm gehörig zwischen den Felsen braust, so tobt, abgesehen von Schaffhausen, im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein erkleckliches stärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkstuben am Grenzacher Horn bei Basel oder in Hallau bei Schaffhausen sich einen aus jener Gegend des Kellers vorsetzen läßt, wo „die schwarz Katz sitzt“, so wird er vollständig darüber klar werden, daß der oberrheinische Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Asmannshausener Roten heimwehsehnsüchtig zu gedenken, ist zum mindesten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes sich bis ans Ufer vorschieben, und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch

---

<sup>1</sup> Der wollte, so erzählt eine Rheinsage, vom Gesange der Lurlei betört, aus dem Schiffe ans Land springen, sprang zu kurz und versank im Strom.

<sup>2</sup> Frei angeführt aus Hebels Gedicht „Die Wiese“.

vorerst vor dem Hinauflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort um's Eck [50] fließt, entgegenziehen, auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahe gelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte“ und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säkingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Türme sich anmutig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten an einem schönen Sonn- oder Feiertag, etwa dem Fest des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung steht, Umschau halten auf den Straßen, insonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Festbesucher am dichtesten wogt, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Kostüm und Gebaren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.

Neben dem Bürgersmann in halbstädtischer Tracht bewegen sich langsam und gemessen die Insassen des Rheintals und aus dem benachbarten aargauischen Fricktal die Männer in langem, bis fast an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen und einem in altem Stil aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Teil mit weißer, eng anschließender Halskrause und einer großen doppelten, flügelartig sich ausbreitenden Bandschleife an der Haube, und sind meistens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltisches Blut in den Adern, und so man fragt, wo sie her sind, heißt's: aus Mumpf oder Buus oder aus Wehr oder Nollingen, und wenn man sie nach ihrem Namen fragt, so klingt er meist wesentlich keltisch, z. B. Denz, Motsch, Dede etc., und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten spezifisch hervor. Da steht so eine Gruppe „Mannsbilder“ beisammen, große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis an's Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe, [51] vorn über der Brust durch ein genesteltes Band zusammengehalten, ist ihre „Montur“; anstatt der Weste tragen sie ein rotes, beinahe ebenso langes „Fürttuch“ oder „Brustlatz“, so mit Samtstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß. Den Hals umschließt ein gefälteltes Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte übereinander gelegt, reicht bis an's Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die Sommers und Winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen, aufgekrempten, schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Samtband. Auch das kurze „Tubakpfifli“ im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch:

„Chrüsi Löckli hät er g'ha und Auge wie Chole,

Backe wie Milch und Bluet und rundi kräftige Glieder<sup>3</sup>,”

und aus seinem Dreinschauen und Auftreten kann einer ohne Mühe herauslesen, daß der des Bauernspruchs „Selbst ist der Mann“ wohl bewußt ist, auch wohl eine solide Rauferei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzufassen pflegt, somit in engster Geistesverwandtschaft zu jenen Streithähnen im Land Tirol steht, deren würdigsten Repräsentanten, den „Brunnhäuser“, Ludwig Steub einst im Hinterdixer Wirtshaus antraf, als er erst zu seinem Vergnügen wie ein Stier brüllte, später aber dem „Mezger von Gossensaß“ den Hut „antrieb<sup>4</sup>“.

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des altertümlichen Kostüms nachzuhängen, [52] uns nach Herkommen und Stamm dieser wohlkonservierten Bauersmänner erkundigen, so erhalten wir die Auskunft: das sind „Hotzen“, und erfahren – wir bitten alle englischen Leserinnen um Entschuldigung, aber es ist Tatsache — daß die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner, die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbiert und mehr kostet als eine aus Humanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponiert hat, daß ihre Träger hievon nach dem Grundsatz *pars pro toto*<sup>5</sup> benamst wurden.

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, daß diese Hotzen auch „Wälder“ genannt werden, und daß sie von den Höhen des Eggbergs, der über Laukingen seinen finstern Rücken erhebt, bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheintalischem Keltismus mehr an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz usw.

Lassen Sie uns diesen Hauensteinern, den Freunden Hebels, der in Betreff „gesunder Nervenkraft<sup>6</sup>“ seine Leute herauszufinden und zu schätzen wußte, etwas näher nachgehen und in Sitte, Leben und Geschichte dieser Biedermänner einen Blick tun, so gut ihn einer tun kann, der zwar das mikroskopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs“ des „Ätti<sup>7</sup>“ und seinen Mähren aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunklen Schluchsee ihr Wasser der klettgauischen [53] Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem von hohen zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Tal von dem Wallfahrtskirchlein zu Todtmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegen wühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Geviertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30 000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirgs, dessen mittlerer Teil ein ziemlich mildes Hochland bildet,

---

<sup>3</sup> Aus Hebels Gedicht „Der Statthalter von Schopfheim“.

<sup>4</sup> Vgl. L. Steub, „Drei Sommer in Tirol“, Bd. 1, S. 205 (3. Aufl., München 1895)

<sup>5</sup> Ein Teil statt des Ganzen.

<sup>6</sup> Die W. H. Riehl in dem unten [...] genannten Buche (S. 76f. der Ausgabe von 1861) nachdrücklich am Bauern rühmt.

<sup>7</sup> Des Vaters.

durch das viel brausende Bergwasser ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Talschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunklen Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albruck zu, wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt das Land einst den Namen Albgau. Von dem 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Landes“ kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort wo aus finsternem Tannenwald die Trümmer der Burg von Wieladingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebig wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholzwäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin, und im blütenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober, schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher [54] Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrenktes Arbeiten liegt ohnedies nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten Gemeinden auf den vordem Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Handindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidekämpfen, sowie verschiedener Posamentierarbeit für die großen Seidenbandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Turmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will<sup>8</sup>?“

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsere Freunde – *discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit* – (*Tac. Germ. c. XVI<sup>9</sup>*); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemen Ziegeldach [55] gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der „Tenn“ geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breitem Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr“, die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgerät – der Wälder heißt ihn den „Schild“ – und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriert, ist die sogenannte „Laube“.

---

<sup>8</sup> Aus Hebels Gedicht „Das Habermuß“.

<sup>9</sup> „Geschieden und zerstreut, wie gerade eine Quelle, ein Feld, ein Wald ihnen behagte.“

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Tür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Brieff und Handschriftlyn“, die Quelle so manchen unnötigen Prozesses, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst“ oder „Chauscht“; auf ihr liegt der Wälder der edeln und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob<sup>10</sup>, auf ihr brütet er seine feinsten Piffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elfe in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Tautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst“.

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen<sup>11</sup> behauptet zwar: [56] „der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie“; – aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viele gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt – als unbewußter Pfleger historischer Sitte (*ceterum in tecti totos dies juxta focum atque ignem agunt*<sup>12</sup>, *Tacitus Germ. c. XVII*) – der „Hans Jörg“ „de lange Weg überem Ofen<sup>13</sup>“ und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „dunderschiessiges Maidli“, ans Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht den Schlachtplan, wie er das nächstmal schlauer zu ihr zu „Kilt<sup>14</sup>“ gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red‘ und Antwort zu geben. Hier sitzt – denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert – am besten Platz der Ätti und „schnätzlet seinen Tubak“, und wenn der Lichtspan angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker“ heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

– ‚s Chüngi, und ‚s Anne Bäbi, und ‚s Marei,  
Mit ‚de Chunkle“ ans Liecht, und spanne d’Saite und striche  
Mitem Schwärtli ‚s Rad und zupfen enander am Ermel<sup>15</sup>“,

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er was Schönes erzähle, und wenn der Alte ‚s Pfipli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspan angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel“ oder vom „Statthalter zu Schopfheim“, die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat – oder er weiß von schlimmen [57] Tagen, „Pestilenz und Kriegsläufte“ zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zum neuen Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

---

<sup>10</sup> Die Benennung erklärt sich in Wirklichkeit freilich etwas anders. „Kunst“ wird vielfach als *Concretum* gebraucht für künstliche Vorrichtungen (vgl. z. B. „Wasserkunst“), hier für die „Holzersparungskunst“ des neueren Kachelofens an Stelle des alten offenen Herdes.

<sup>11</sup> Adolf Stahr (1805 – 76) verfaßte neben zahlreichen literargeschichtlichen Schriften namentlich Reiseschilderungen, darunter „Zwei Monate in Paris“, Oldenburg 1851. Die angezogene Äußerung steht in Bd. 2, S. 35

<sup>12</sup> „Im übrigen unbedeckt bringen sie ganze Tage am Herde und am Feuer zu.“

<sup>13</sup> So in Hebels Gedicht „Der Karfunkel“.

<sup>14</sup> Alemannische Bezeichnung für den abendlichen Gang des Burschen zum Fenster der Geliebten.

<sup>15</sup> Im vorgenannten Gedichte.

Das ist die „Kunst“ – der Mittelpunkt des hauensteinischen sozialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner<sup>16</sup> in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die „Kunst“ vor Augen zu führen.

## 2.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheintal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konserviert geblieben; er ist von allen Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit – *aerugo nobilis* – angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt“ sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheintal, wo seit Cäsars Zeiten der *levissimus quisque Gallorum*<sup>17</sup> seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheintalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner [58] Rebellionen gegen St. Blasien und Österreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillertaler und Pustertaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute, und jene Schwarzwälder „Engländer“, die in der Post zu Bonndorf oder sonst die „Times“ lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy“ zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimat mit ihrer Rauheit und Öde, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermütigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu tun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber<sup>18</sup> nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich“ umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim, und tut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsaltertümer gehört und [59] zu dessen rechtlicher Beurteilung etwa die *lex Alamannorum* aus weiland König Chlotarii Zeiten schon ebenso sichere

---

<sup>16</sup> Johann Baptist Kirner (1806 – 66) aus Furtwangen im Schwarzwald gebürtig, der ihm für viele seiner beliebten Sittenbilder den Stoff lieferte; als badischer Hofmaler war er 1842 – 44 in Karlsruhe tätig gewesen.

<sup>17</sup> „Jeder gallische Windbeutel“ (aus Kapitel 29 von Tacitus' „*Germania*“)

<sup>18</sup> Nach der Schweiz

Anhaltspunkte gibt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik“, schreibt ein badischer Geschichtschreiber<sup>19</sup>. Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik“ gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Kasematten“ hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel *de rixis, quae saepe fieri solent in populo*<sup>20</sup>, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und ihn hinwiederum dort ebenfalls totschiagen etc. — Und wenn's auch nicht gleich ans Totschiagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualifizierten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?“ (gegangen) fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn er antwortet: „s isch nüt gange“, so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sei's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen“ war, und einer ein paar ordentliche Blessuren davongetragen hatte, die Sühnung der Tat lediglich Sache der beteiligten Sippe sei, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten; daß auch der Staat davon Notiz nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxierten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden [60] und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab<sup>21</sup>, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf“ oder ein „Mordchlapf“ gewesen, und setzten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiemit war aber auch die Sache abgetan, oder wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft“ („*componere*“), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vor's Amt zitiert wurden, so brachten sie gewöhnlich das Dokument über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hie und da noch „im öffentlichen Interesse“ auf einige Wochen ins Gefängnis wandern mußten.

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein altertümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet“ oder in der Ernte schafft, so war's ein „Affrunt“, wenn man es ihm nicht ansagen ließe; und außerdem, daß beim Toten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figuriert oft ein Posten für Wein und Brantwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Mahlsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren<sup>22</sup> viele altertümliche, geheimnisvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgeteilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mär von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irrwische oder „füürige Männer“ auf den [61] Feldern

---

<sup>19</sup> Joseph Bader im 1. Jahrgang seiner „Badenia“, Bd. 1 S. 27 (Karlsruhe 1839).

<sup>20</sup> „Von den Streitigkeiten, die oft im Volke vorzufallen pflügen.“

<sup>21</sup> Vgl. J. Grimm, „Deutsche Reichsaltertümer“, Bd. 1, S. 109 (4. Aufl., Leipzig 1899).

<sup>22</sup> Feldmesser

schweifen müssen, den Gemütern eingepägt und wird vorderhand durch die „odisch magnetische“ Erklärung jener Phänomene<sup>23</sup> noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernack über das, was einem Mitmäcker zulieb oder leid geschehen, und so sind auch verschiedentlich sonderbare „Bräuch“ auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien; ein Brauch, über den man sich in Jakob Grimms Rechtsaltertümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Rats erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermutlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zugezogen, so daß ihnen „am letzten Maitag ein ‚Schandmaien‘ vors Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rottännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen“.

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Span hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vors Haus rückt, sämtliche Fensterscheiben einschlägt („inekeit“) und viel anmutige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik“ an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Äußerung des Tacitus: „*Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia [62] defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant*“<sup>24</sup>, schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirt von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sotaner Wirtsstube einstmals zwei Burschen miteinander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig“, der alte Mariatheresiasechsbätznier verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesetzt, worauf ihm, als er auch diesmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. „*Ea est in re prava pervicacia, ipsi fidem vocant.*“ *Germ. c. XXIV*<sup>25</sup>. – Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Troer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegeneinander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrisried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Scamander und Simois, „und graunvoll brüllte der Schlachtruf“. Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Kriminal- oder Polizeiiquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre Ilias, und unbewundert verhalten die Streiche, die „Johann Fromherz, des grauen Hansen Langer“, oder „Josef Küezi des Alexis“ hochtrotzenden Muts im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtsein, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft,

---

<sup>23</sup> Anspielung auf die „Odisch-magnetischen Briefe“ des Freiherrn Karl von Reichenbach, die in Stuttgart 1852 erschienen und lebhaft Aufmerksamkeit erregten. Die geheimnisvolle Kraft des „Od“ soll danach nicht nur an den Polen des Magnetes, sondern auch bei chemischen Prozessen wie der Verwesung von Leichen als Flamme auftreten, so daß dann etwa auf Gräbern leuchtende Gestalten erscheinen.

<sup>24</sup> „Das Würfelspiel treiben sie als ein ernsthaftes Geschäft mit solcher Tollkühnheit im Gewinnen und Verlieren, daß sie, wenn schon alles verlorenging, auf den letzten Wurf ihre persönliche Freiheit setzten.“ Aus dem 24. Kapitel der „*Germania*“.

<sup>25</sup> „So groß ist ihre Hartnäckigkeit in einer schlechten Sache; sie selber nennen es Treue.“



so haben wir doch selber noch von einem [63] charakteristischen Ordale vernommen. Ein alter „Salpeterer“ (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der seither die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sei so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung ausstehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versetzt war, da kamen doch einige Skrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute“ Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle recht haben. Selbigesmal sei aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans“ den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft“ steht, wird nach diesen Zügen klar sein. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. ‘s hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemen. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüber kam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Kultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen, und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Ästen die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später als einen *explorator* und *insidiator pecorum*<sup>26</sup> von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, [64] hielten sie seither mit aller Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jetzt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheintal verehrt wird, und daß sich’s an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Prozession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesetzt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesental, alles, was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Kultus mit allen Äußerlichkeiten, mit Prozessionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleich sieht; ein neuer Katechismus oder neue Schulschriften flößen ihm einen „schaudervollen Schrecken“ ein, deutschkatholisch und Rongisch<sup>27</sup> sind ihm von Rechts wegen mit nichtsnutzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahre 1847 die Kartoffeln anfangen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „Sie sind halt auch Rongisch geworden.“ Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignoriert, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Tälern und Bergen des Schwarzwaldes es sich

---

<sup>26</sup> „Ausspäher des Viehs“; so im Kapitel 30 der „*Vita S. Fridolini*“.

<sup>27</sup> Der Begründer der deutsch-katholischen Bewegung war der schlesische Kaplan Johannes Ronge (1813 – 87)

regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm“ gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt [65] in unzerbrochener Treue festzuhalten gedenke“. Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister oktroyiert, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versetzte Richtung, welche der unter Wessenberg<sup>28</sup> herangebildete katholische Klerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Kultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensezten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt“ haben; darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dies trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch die ungeheure Wirkung erklärlich, die seinerzeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit“, den so mancher moderne Kulturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßlichkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht<sup>29</sup>. – Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche [66] eigentümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Kultus feiert, so einer etwa am Allerseelenonntag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken Alt und Jung von allen Berghalden herab zum Friedhof herniedersteigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durchs Herz, und es wird ihm deutlich, daß hier die religiöse Übung zugleich „altheilige Sitte und Poesie“ ist, und daß sie angreifen oder modernisieren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus“, gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datiert noch von den Zeiten eines bäuerlichen Selfgovernements, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten und die Redmänner mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldprobst die Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welterschütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinaufdrang, badischer Untertan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Reskripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde

---

<sup>28</sup> Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg (1774 bis 1860), Bistumsverweser in Konstanz, begründete für die Erziehung der jungen Geistlichen das Seminar in Meersburg.

<sup>29</sup> Von H. Zschokke (zuerst Aarau 1809 – 16 erschienen).

Welt vor ihm; er respektiert sie aber und die passive Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennen lernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

[67] In einer der Waldstädte ist ein Wirtshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwylter Bier die hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik“ zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirt, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und erteilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses wo ihm ein solches Frühstück serviert wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Mu, der zeigt's einem!“ – und er kehrt das nächstmal wieder dort ein.

So erkennt er auch – *si parva licet componere magnis*<sup>30</sup> – die Autorität der Staatsgewalt an, und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Notfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegelscher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation“ ist<sup>31</sup>, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes getan hat, mit Resignation den Folgen, sucht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tubakspflüli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof“ bedankt zu haben.

Allein bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauersmann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb bürokratischen, halb konstitutionellen [68] Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Konstitutionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die zentralisierte, unter Kontrolle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirtschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff, den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm teuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurteilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständlichkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Äußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amtshaus in Erdboden hineinverschlüge!“ auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten“, schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgend einer ihm unbekanntem Verordnung geraten war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gut Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus.“

---

<sup>30</sup> „Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf.“

<sup>31</sup> „Die Tat des Verbrechen ist nicht ein Erstes, Positives, zu welchem die Strafe als Negation käme, sondern ein Negatives, so daß die Strafe nur Negation der Negation ist.“ Hegel, „Grundlinien der Philosophie des Rechts“, § 97, Zusatz.

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigentümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings<sup>32</sup> so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, [69] kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hauensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals“ bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konstitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutage, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland“, die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Herde entsteht. Lochmatt, am 24. Novembris 1834. Benedikt Tröndle.“

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt. Er [70] hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Recht und Privilege“ die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem sein sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, soweit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahiert, die so manchem Wirtshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertig machen“. Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedikt Tröndles Heimat und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni.“

Deshalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nötigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer tatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm' jeder seinen Mann!“ sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Zivilkommissär und ein neugebackener Kriegskommissär, denen natürlich weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschieren ließ, und Kriegs- wie Zivilkommissär samt Eskorte, samt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner

---

<sup>32</sup> In dem Buche „Die bürgerliche Gesellschaft“ (Stuttgart 1851), in den Kapiteln über die Bauern. Scheffels Ausführungen sind in den dort entwickelten Gedanken durch diesen ganzen Aufsatz bis in den Ausdruck hinein aufs stärkste beeinflusst.

Fäusten die Rathaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältnis bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein [71] paar knorrige alte Buchen und ein Kruzifix; den „toten Bühl“ nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des toten Bühls liegt, das nötigt selbst dem eingebornen Wälder eine Art Mitleid ab. ‚s ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die *primula veris* ihr Haupt fragend erhebt; die Ansiedlungen der Menschen sind noch elender und noch mehr aufs Minimum reduziert wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Beziehungen der jenseitigen Gegenden Luft gemacht; „elendes Löchle“ heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land“ oder „letzte Land“, worauf denn schließlich alles aufhört.

Der tote Bühl hat deshalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas Schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Kriminalakten wissen zu berichten, daß einstmals bei einer schwunghaften Diebsbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder nachts bei den Buchen des toten Bühls stattfanden und der Neophyt<sup>33</sup> beim Kruzifix dort seinen Anteil an der ewigen Seligkeit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerte Kollegium rezipiert wurde.

Jenseits des toten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„ ‚s kommt mer nüt uf d’Gegnig (Gegend) an  
z’ Herrischried im Wald“

singt Hebel<sup>34</sup>. Zu den Glanzpunkten am toten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend nachts in den Keller gebrochen und Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin [72] ausgeführt wird, so heißt’s: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen sein. Es hat deshalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!“ denn der Bauer hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid als der Kaiser Rotbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirtshaus. Der Wind hat schon allerlei Defekte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Das Schild zieren die drei Könige aus Morgenland und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu Ehren heißt auch das Wirtshaus, im Geist der jenseits des toten Bühls üblichen Benamungen, der „dürre Ast“.

In rauhen Apriltagen war mir’s beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom toten Bühl vergnüglich in die jenseitigen

---

<sup>33</sup> Der Neuaufgenommene.

<sup>34</sup> In dem Gedichte „Der Schwarzwälder im Breisgau“.

Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts“. Der Wirt selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermutlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grundsatz des römischen Rechts: *in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet*<sup>35</sup>, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!“ (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren, von [73] dessen proportioniertem Durst die rötlich strahlende Nase hinlänglich Zeugnis gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander“.

Auf die Forderung eines Mittagmahls und eines guten Trunks Wein geriet der „füürige Alexander“ einigermaßen in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren“ nicht gefaßt seien; auch seien schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn’s nicht zu spät war, so würde er indes gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Suurkrut für die Herren vertlehen“. Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts“ bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Façon und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht“ hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden sein konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von beiden Gästen der fürnehmste sei, und es ihm ein Affront schien, wenn er einen allein mit dem Ehrenbestecke bedachte, so kostete dies einiges Kopfzerbrechen, bis er den gordischen Knoten dadurch löste, daß er dem einen Platz das silberne Messer, dem andern die silberne Gabel zuteilte. Infolge des totalen Mangels an Gemüse und Beilage bestand die Mahlzeit im „dürren Ast“ in einem Stück Rindfleisch und Speck; der Wein war so wehmütig zusammenschnürend, daß einem minder starken Charakter die Versuchung zum Schnaps sehr nahegelegt war.

In der Wirtsstube am Ofen saß ein Maidli, das emsig Kleidungsstücke anfertigte, und bei ein paar Gästen aus Hochschür war ein alter Schuster mit der Konstruktion eines Paares Wälder Stiefeln beschäftigt. Der „füürige Alexander“ erklärte uns wehmütig den Zweck dieser Arbeiten. Die große Not in diesen Waldgegenden, das [74] Überhandnehmen eines bäuerlichen Proletariats ohne allen Grundbesitz und ohne die Möglichkeit, in dieser Abgelegenheit durch Handarbeit etwas zu verdienen, hatte die Staatsregierung veranlaßt, eine Auswanderung der Bedrängtesten nach Amerika auf Staatskosten zu organisieren.

– Es war damals auf dem Wald große Bewegung; in Herrischried wurde in verschiedenen Ateliers geschneidert und geschustert, um die Betreffenden zur Fahrt übers „große Wasser“ gehörig auszustaffieren. Unter denen, die von der Gemeinde als die Auswanderungswürdigsten vorgeschlagen waren, befand sich auch unser Wirt-Stellvertreter. Er warf einen Blick voll später Selbsterkenntnis auf seine Jugend zurück und erklärte, wie er von jeher lieber auf der „Kunst“ herumgesessen und Tubak geraucht habe, als was Ordentliches gearbeitet, wie es ihm früher geschienen, „lieber ein leeren Darm als ein müder Arm“, und wie er in allen Wechselfällen des Lebens dem Grundsatz: „g’soffe muß doch sy!“ treu geblieben. So sei er allmählich um sein Gütlein gekommen, und außer

---

<sup>35</sup> „Bei Käufen und Verkäufen ist es nach Naturrecht gestattet, sich gegenseitig zu übervorteilen.“

dem roten Gesicht habe sich auch eine Art Verwirrung im Kopf, eine eigentümliche „Kopfsinnierung“ bei ihm eingestellt, so daß er jetzt hier „nüt mehr nutz“ sei. Zum Heiraten hatte es Alexander nicht bringen können. Dagegen stellte er uns das schneidernde Maidli am Ofen als seinen Schatz oder, wie auf dem Wald in herber Roheit die armen Personen heißen, die ohne die Weihe der Ehe mit Kindern gesegnet sind, als sein „Wybertier“ vor, das er jetzt mit nach Amerika nehme und drüben zu heiraten gedenke.

Die Notwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bauerlichen Proletariat jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er *ex officio* hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander“ war sich im Gegenteil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar [75] als wir ihm eröffneten, wie er in den Vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sei, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in der alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „vorausgetrunken“ habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im dürren Ast befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „ins Amerika“ nehmen, auch bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des toten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest“ machen zu lassen. Es sei, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli“, der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des *Doctoris Fausti* Höllenzwang besitze, und sei kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, sowie denn einer sogar behaupten wollte, er verstehe ein Gebet, mit welchem man seinem Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sei, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als er den Geist „Astorus“, dem alle Schätze auf dem Wald untertan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit böse ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet“ wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier geschriebene Formel übergeben, die nach dem Rat des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias“, „Aestrias“, „Sruss“, „Srass“, „Ateststooss“ vor, und blieb [76] uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im „dürren Ast“ Erschauten einiger Beleg für den üblen Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut – wird ihm ja nur von dem im Waldshutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten“ streitig gemacht, wie dies der Volksmund ausdrückt: „Hochschür und Sägeten gibt Eine Trägeten (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleichschwer) –, so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Äußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizertälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärghlichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld und Wiese bebaut werden, gehört noch ins Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen

technischen Hilfsquellen aber, die die Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich und glaubte, es müsse „etwas dahinterstecken“, daß die Herren vom landwirtschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräte sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämtlich ernährt, verfiel ein Teil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hierzu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verloren gingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgsländern, das allzu vertraute Verhältnis wieder gutgemacht.

[77] So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sei, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Teilungsliebhaber ein, die zum Teil mit einer Feinheit, welche Hebels unsterblichem Trifolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied<sup>36</sup>, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Anteil exproprierten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, sowie in manchen benachbarten, die „großen Bauern“, gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann, sie prozeßten miteinander, bis Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Prozeßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im „dürren Ast“ Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Toten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als der letzte Mohikaner seines Schlags – denn zwischen Herrischried und Niedergebischbach wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durchs Prozeßgewinnen verloren hat – in Mythos übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein, der alte, war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes“ von Niedergebischbach, der aber vom Geisterbeschwören aufs Münzfälschen verfallen war und deshalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pffiffigste Kopf unter den Mannen jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherrn überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „es gehören neun Juden dazu, um einen [78] Basler dran zu kriegen“, werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Prozeß gewonnen hat und dies schwarz auf weiß und von Rechtswegen besitzt. So kam er aufs Prozessieren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hintertür darin an, die zum Prozeß führte, und ob's um eine Sägemühle oder um ein Paar Ochsen ging, er klagte beim Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „s muß usprobyrt sy,“ und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er ans Oberhofgericht Mannheim und sagte wieder: „s' muß usprobyrt sy,“ und wie er's auch dort „verspielt“ hatte, zeigte er noch die Appellation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Toten“ an, was aber nicht prozeßordnungsmäßig

---

<sup>36</sup> Bekannt aus den Erzählungen im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“.



war.

So war das „Streitpeterle“, wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählich immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein“ angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Prozeßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studierter, und den Amtleuten hatte er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im laufenden hält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nro.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jetzt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben: „Beschuß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten.“

[79] All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte oft selbstgefällig, er habe schon so viel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar girlandenweise zusammengeheftet in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Akziser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienprozeß anhing und gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im „dürren Ast“ ziemlich einig, so wie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Prozesse umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seien. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben“ unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeßkrämer eine Unmöglichkeit, und Jakob Grimms Klagen über die Verdampfung des Bauersmanns, den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber<sup>37</sup>, fanden hier einen tatsächlichen Beleg.

„B'hüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg' vor dem Meisenhart Joggi!“ sprach der „füürige [80] Alexander“ zum Abschied. – Im Hauensteinischen gibt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres „Mystik“<sup>38</sup>, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irrezuführen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor tut, und wenn nur die Hälfte von der

---

<sup>37</sup> [Anmerkung Scheffels] Siehe „Deutsche Rechtsaltertümer“, Einl., S. XVI, XVII.

<sup>38</sup> „Die christliche Mystik“ 1836-42 erschienen. Der 3. und 4. Band handeln in der Tat sehr ausführlich über die „dämonische Mystik“ und das „Hexen- und Zauberesen“.

Meisenhart Joggi–Tradition ihren Grund hat, so existiert gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willaringer Tannen angestoßen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär oder vortragender Rat, oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine soziale Position gerade zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär’s auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelsche Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse  
Stigt er Eim in Chopf und macht zerrüttete Sinne.  
Seller Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,  
‘s geht mit Eim z’unterst und z’oberst, der Bode will unter Eim breche,  
D’Brucke schwanke, d’Berg biwege si, alles ist doppelt<sup>39</sup>“;

um so mehr, als entschiedene Tatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli“ beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken haben, nicht ungerupft durchkamen.

[81] Seither ist viel Wasser den Rhein hinabgeflossen. Wir haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu sein; der „füürige Alexander“ aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des toten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arkansas sitzt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst“ sei, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der „dürre Ast“ bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der „rote Ochsen“ zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes“, noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinausspediert, daß kaum ein nebelhafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirtsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den toten Bühl mit dem der neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indes kaum zu vermuten steht, ein Reis vom „dürren Ast“ mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum draus erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhard im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

„Die Wölbung hoch und breit  
Mit sanftem Rauschen mahnt  
Ihn an die alte Zeit  
Und an das ferne Land<sup>40</sup>.“

### 3.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den [82] graubündischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der

<sup>39</sup> Aus Hebels Gedicht „Geisterbesuch auf dem Feldberg“. „Chruse“ = Krüge.

<sup>40</sup> Die letzte Strophe von Uhlands Gedicht „Graf Eberhards Weißdorn“.

Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektablen Bauernschaft zusammengeschart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung geraten war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdigerweise erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgend solche Emanzipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorgekommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt tun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt<sup>41</sup>, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofrats zu Wien, im großen und kleinen Intrigenspiel am kaiserlichen Hofe, sowie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede“ waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung samt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine spezifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte“, mitten in den großen Strömungen des österreichischen Sukzessionskrieges, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die „angeblichen alten Rechte und Privilegy“ der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein ins vierzehnte [83] Jahrhundert hinauf datierten, in offenem Aufbruch gegen Österreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottierung“ erworben und das altalemannische Wesen scheint der Rauferei im kleinen und großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von alters her waren die Hauensteiner freie Leute, mit ihren Einungen zu selbständigen Föderationen abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueinteilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im oberen Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolf von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigentum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dies vollends durch. In dem habsburgisch-österreichischen Urbarbuch<sup>42</sup>, das der in diesen Regionen heimische Schreiber [84] Kaiser Albrechts, „Maister Burkard von Frikk“ (im benachbarten

---

<sup>41</sup> In den siegreichen Schlachten gegen Österreich im Jahre 1315 und 1405.

<sup>42</sup> Grundbuch

aargauischen Fricktal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb,<sup>43</sup> sind die *officia* zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut, „und uffem Walde“ genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Österreich damals als „Grafen zu Habsburg“, „Kastvögte zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien“, und als „Herren zu Waldshut“ Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel“ richteten.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die *partie honteuse* des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten, von „Kaiser und Reich wegen“ gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Österreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen“ und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Österreich wegen“ residierten, und im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau, sowie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der verschiedenen Tal- und Berggemeinden eine eigentümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland oder die Bünde in Rhätien und der Schweiz, traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen [85] in Frieden oder Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Teile, Todtnau und Schönau den vierten Teil, alles jedoch ohn Abbruch der Rechte des Hauses Österreichs und der Abtei St. Blasien.“

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Höchenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Todtmoos, Schönau und Todtnau und der sanktblasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen“ wählten den „Redmann“. Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldpropst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne ins Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag“, der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Konflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albtais vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vorteilen der Immunität („die höchste Spitze ächten Eigentums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volkes minderen Werth als der breite Schatten, unter dem sich's im Schütze des Mächtigen ruht.“ Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute von St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last des Kriegsdiensts frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburgisch-österreichische Urbar die Leute auf dem [86]Wald sehr scharf in „vrie Liute“,

---

<sup>43</sup> [Anmerkung Scheffels] S. „Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart“, Bd. XIX.

„darkommen Liute“ (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute“.

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Talbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch sein sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlaueit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine ebenso große Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien“ hielt, die freilich eigentlich nirgends existierten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinierte“ damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt<sup>44</sup>, man damals bis an die Knie in zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufe des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zur Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachtshühner, Ehrtau<sup>45</sup> und Leibfall das Gespenst der [87] Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben war, da rottierte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes“ geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der ebenso kräftig zu fluchen als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament“ nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit“, während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und er fand die Mär, daß deren letzter Sproß, der Graf Hans von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Österreich als solchem gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit

---

<sup>44</sup> [Anmerkung Scheffels] „*Historia nigrae silvae*“ II. p. 348.

<sup>45</sup> Wohl soviel wie „Ehrschatz“: Abgabe des Hörigen bei Besitzveränderung.

zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten totgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den [88] erwählten Brüdern geteilt werden,“ schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indes seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „s muß usprobyrt sy“, vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mär von einem Gnadenbrief zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durchs Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer“; während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Halunken“ geschimpft wurden; die hauensteinschen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die Salpeterer- oder die Halunken-Aktien höher stiegen und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrengucker“ oder „Sparrengükkler“ genannt.

#### 4.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauertumult währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hans und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Halunken“ wurden verfolgt und mißhandelt; mit Basler Advokatschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen ins „Rumorhaus“ gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indes erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, [89] sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft samt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahre 1738 alle Einungen für die Summe von 50 000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiemit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft klassisch, mit welcher Schlaueit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundertundeilf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erfliehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinierten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns“, sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da“ – auf die Tasche deutend – „lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier“ – indem er seinen Knorrenstock emporhob – „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinterm Ofen (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), ihr versteht mich!“

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Kommissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am [90] Galgen von Albruck die Mär von den alten Rechten und vom Grafen Hans von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahre 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jetzt!), Dr. Berger von Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern samt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und teils in das Banat, teils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Jehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener hauensteinschen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigentümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg – aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen echten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte – fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umriss der Geschichte der alemannischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade“ und den „Einungscopybüchern“ da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschuß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr [91] manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesetzt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstil die „*maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi*“ geschildert.

In diesen ebenso hartnäckig als borniert durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen“, und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Teilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man seine Ahnen ins Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort: „die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt“, trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hanns von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy“ bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Ätti auf der „Kunst“ sitzt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen“, dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Halunken böß mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die

„kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe“ nicht verloren oder von den Halunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach“, das „Glasmännle von Niederalpfen“, jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter aufs Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Toten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann [92] zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte“ komme, und solange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpeterersache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im großen, und als mit dem Übergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogtum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugeteilt worden war, gerieten die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Graf Hanns von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy“ ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herum zu brüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuen Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten“ der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Übergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als *fait accompli* annehme. Und als 1815 in Ägidius Riedmatt von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen abgehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formuliert: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesetzt habe, sei Rechtens. Daher sei der neue Landesherr, nur insofern der Kaiser mit dem Übergang des Landes an ihn einverstanden sei, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher [93] Landesherr, sondern als provisorischer „Meier“ (Verwalter), bis das Land wieder ans „Reich“ falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudizieren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albruck und der Abführung ins Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in der Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Akzise und Steuern zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam, ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hanns und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpetererkindlein diese medizinische Wohltat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als



in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonon samt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Äckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Österreich der Grafschaft Hauenstein sind zugeteilt worden.“

Die Gerichte beurteilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus [94] zu groß war, um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Österreich“, verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden<sup>46</sup>, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben, und die Sache ging allmählich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jetzt die Äußerungen des Salpetererwesens verschwunden, verständiges Ignorieren hat sie sicherer in Schatten gestellt als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigentümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheintal ins aargauische Fricktal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intrigen angezettelt und sich „Edler ab Egg“ geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen [95] genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß wenn einmal der „Rechte“ kommen wird und das alte Reich und mit ihm die alten „Recht und Privilege“, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht<sup>47</sup>.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Österreicher werde jetzt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten – wiewohl es schon Winterszeit war – nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehemals, und die Männer sind wieder heimgegangen.

---

<sup>46</sup> Der Großmeister des Templerordens Jacques de Molay soll, als er am 11. März 1313 den Scheiterhaufen auf der Seineinsel bestieg und schon die Flammen ihn umspielten, ausgerufen haben: „Clemens (d. i. Papast Clemens V.), ich lade dich vor, innerhalb 40 Tagen vor dem Thron des Höchsten zu erscheinen.“

<sup>47</sup> Vgl. das Gedicht „Des Eggbauern Lied“ [...]

Erstveröffentlichung:

Morgenblatt für gebildete Leser  
Nr. 14, 3. April 1853

Text mit den Anmerkungen des Herausgebers [außer Verweisen]:

Scheffels Werke, hg. von Friedrich Panzer, 4. Bd., S. 48 – 95  
Bibliographisches Institut: Leipzig und Wien, o. J. [= 1919]

Aufbereitung:

Bernd Crössmann, 06.02.2019  
© Scheffel-Freunde Bad Säckingen e. V.  
scheffel@online.de